

Landesbibliothek Oldenburg

Digitalisierung von Drucken

Mitteilungen aus Oldenburg

Oldenburg, 9.1843 - 14.1848 [?]

No. 13, 28. März 1846

urn:nbn:de:gbv:45:1-4432

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

über

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Zwölfter Jahrgang.

N^o 13.

Sonnabend, den 28. März.

1846.

Aus Belgien

über Baden und Amsterdam nach Hamburg.

Reise-Blätter.

1.

Mecheln. Löwen. Lüttich. Spaziergang an der Eisenbahn.

(Fortsetzung.)

Die Chaussee macht die Gränze zwischen Belgien und Preußen. In einem tiefen Einschnitt liegt das Stationshaus, wo uns für das erste Löschchen unsers unbeschreiblichen Durstes die Restauration mit ihrem ganz trinkbaren Wein das interessanteste war. Nach dieser nun die andere Hauptfrage: wie kommen wir von hier aus zum großen Viadukt im Smeule-Thal? — Die Belgischen Douaniers, hier in Herbsthäl stationirt, an welche wir uns zuerst wenden, wissen von gar nichts. Die begleiten ihre Bahnzüge von Werviers nach Herbsthäl, von Herbsthäl nach Werviers und bekümmern sich den Henker um fremde Viaducte, über die sie nicht zu fahren haben; weisen uns an einen jungen preussischen Subalternbeamten der Station, welcher davon Bescheid geben könne. Der wiederum lehnt alle Kunde ab, flucht auf seine Stellung in diesem einsamen Neste, wo er nun schon seit einem halben Jahre stehe, ohne Kaffeehäuser, Wälle, hübsche Mädchen und alles Amüsement; so oft er nur könne, kneipe er freilich nach Aachen, sich dort zu erholen, was aber doch immer nur auf Stunden sei; vom Smeule-Thal wisse er kein Wort, den Viaduct habe er noch gar nicht gesehen; was wir da auch wollten? — wir müßten uns an den Chef der Station wenden. — Wo der sei?

fragten wir die beiden Restaurationsdemoisellen, welche von ihrem Ladentische aus diese Verhandlung mit angehört hatten. — „Für den Augenblick sitze er am Mittagstisch.“ Davon wollten wir ihn nicht aufhören, und erkundigten uns einseitigen bei einigen Blousenleuten, welche kommend und gehend, auf den nächsten Bahnzug warteten, wie in jenes Thal zu kommen? — Keiner wollte oder konnte eine befriedigende Antwort geben. Es war als fragten wir nach einer Gelegenheit in den Mond zu fliegen. Einer stellte sogar die kühne Behauptung auf, dorthin gebe es gar keinen Weg. Das ward mir doch zu toll. — „Keinen Weg? Ist der Viaduct etwa auf der Post hingeschafft worden? Die Leute, welche an ihm gebauet, sind doch hin und zu Hause gegangen. Im Smeule-Thal ist, wie ich gelesen, ein Eisenhammer. Also wohnen Menschen dort, also müssen Wege hingehen, nicht einer, sondern zehn!“ Die Menschen begriffen gar nicht, welcher Dämon uns so veressen mache auf „die große Brücke,“ von der sie bis jetzt gar keine Notiz genommen. — Der Stationschef hatte indes seinen Mittag beendet, und ward nun von uns mit der Bitte angetreten, ob er uns nicht erlauben könne, auf dem Bahndamm bis an den Viaduct zu gehen? — Zuckte aber höflich die Achseln mit der Entgegnung: das dürfe er nicht; um solche Erlaubniß zu bekommen, müßten wir uns an den Herrn Director in Aachen wenden. — Ein schöner Trost für uns, die noch denselben Abend nach Eöln wollten. — Aller dieser Schwierigkeiten verdrießlich, gingen wir aus der Station quer über die Eisenbahn, stiegen an der Wand des Erd-Einschnitts eine hölzerne Treppe hinan, und kamen in das Gärtchen eines preussischen Einnehmers, dessen Haus hinter den Blumenbeeten und Obstbäumen liegt. Während wir die Gegend von hier oben betrachteten, auf die Bahngleise und die Gränzbrücke hinschauen, tritt der alte Herr



in seinem Uniform-Überrock heraus. Wir tragen ihm unsern Fall vor; er schüttelt den Kopf und meint, das sollten wir nur aufgeben, dahin führe gar kein Weg. — „Aufgeben? — versetzten wir — zwei Stunden von dem großen Werk, das ein Wunder unserer Zeit, und es nicht zu Gesicht bekommen? — Nichts da! und sollten wir drei Tage hier sitzen. Wir kommen so gewiß in's Gueule-Thal, als der Viaduct darin steht. Irgend ein Bauerjung oder Ziegenhirt wird doch zu finden sein, der von dort zu Hause ist, und uns hin bringt!“ Der alte Herr lächelte zu unserm Eifer, ging vorüber, und wir stiegen auch hinunter, trotz aller Widerreden unsern Willen doch durchzusetzen. Es ward jetzt eine Ehrensache für uns. Ferneres Hin- und Herreden brachte die Sache nicht weiter. Da nahm ein preussischer Gensd'arm, dessen Freundschaft wir durch ein paar seine Cigarren erworben, sich unserer Wünsche an. Er sprach mit den Landleuten über die Localitäten, und sagte, es könne ja gar nicht fehlen, daß wir durch „Lonzin und Astenet“ ganz bequem an's rechte Ziel gelangten. Kaum hatte er diese Dörfer genannt, als sämtliche Bauerbursche einstimmig riefen: „ja über Lonzin und Astenet — da komme man allerdings zum Eisenhammer!“ — Und nun wußte jeder einen andern Weg dahin. Alle redeten zugleich, und wie vorhin wegen Mangel an Rath, so kamen wir jetzt wegen Ueberfluß daran in Verlegenheit. — „Kehren Sie sich an all das Geschwätz nicht! — lachte der Gensd'arm halblaut — hören Sie auf keinen, folgen Sie nur mir nach, aber ganz geschwind, ohne umzusehen; ich bringe Sie an den rechten Platz!“ — Er sprang die Stufen vor dem Hause hinab, und tief neben dem Bahngleise hin, wir hinterdrein, ein paarhundert Schritte weit, bis zu einem Hecthor der Stacket-Einfassung. Kaum hatten wir es erreicht, so schrie vor uns das Lokomotivsignal; wir schlüpfen durch die verpöhlte Lücke — da kam um die Wendung des Erdschnittes der Bahnzug hergeschraubt. — Nun haben Sie freien Weg vor sich! rief der Gensd'arm. Wir konnten ihm nur noch durch einen Händedruck unsern Dank bezeigen; er lief hastig vor dem Zuge zurück — wir ließen die Wägenburg an uns vorbeisaulen, und gingen über einige Hügelwiesen, an Dorfgärten hin, der Richtung nach, die er uns genau bezeichnet hatte. Lachend über jene Schwierigkeitskrämereien, so wie über den Eifer und Eigensinn, womit wir unsern Satz ausgefochten, marschirten wir auf dem Feldweg, der uns durch ein hochgewölbtes Thor unter der Eisenbahn durchführte. Ein Knabe kam vom Bahndamm herabgeschurrt, er war der Sohn des Werkmeisters in Herbesthal, hatte dort seinen Vater besucht und ward nun unser Wegweiser bis nach Lonzin, wo wir über den hochgelegenen Kirchhof in das Dorf am Bach hinunterstiegen. Beim Ausmarsch auf der andern Seite gab es abermals durchaus widersprechende Anweisungen. Zwei hübsche Bauermädchen wollten uns rechts hin zeigen, eine alte Frau behauptete, links sei näher, zuletzt kam ein Packenträger mit der Versicherung, beides sei falsch, dort gerade hinaus gehe unser

Weg. — Wir befolgten diesen juste milieu-Rath und stiegen über freie hohe Viehweiden, mit Ausichten auf lange Höhenzüge; ein angenehmer Contrast gegen unsere frühere Heckenkreierei. Doch ganz fehlte es an Hecken auch hier nicht; und obendrein waren sie gefährlicher als jene. Plötzlich fällt aus einer derselben dicht vor uns ein Schuß, die Schrotkörner stiegen uns um die Ohren; ein Volk Rebhühner knattert über uns weg, eines davon schlägt in's Dickicht. Als wir um die Ecke traten, prallte ein junger Blousenbursch vor uns zurück; er machte Anstalt davon zu laufen und seine Flinte in den Graben zu werfen; unser friedliches Aussehen und Fragen nach „Astenet“ beruhigte ihn aber, er zeigte uns den Weg nach einer Allee hinüber und wir zum Dank bezeichneten ihm den Platz, wo das Huhn hingefallen. Der brave Mensch war offenbar ein guter, unschuldiger, frommer Wilddieb, der seinen Sonntag Nachmittag andächtig damit feierte, einige gefasste herumtreifende Hasen und Hühner wegzuknappen. Drunten in einer Meierei fanden wir Leute an der Posthür bei den Bierkrügen sitzend. Einer davon stand sogleich auf, uns zu beschreiben, wie wir „gemakelyk“ auf der Eisenbahn bis an die große Brücke gehen könnten. Unser Frage: ob denn solches erlaubt? erwiderte er: um diese Zeit würde der Bahnwärter bis zu welchem auch noch eine gute Strecke hin wäre, wohl gerade nicht da sein, und wenn auch, könne er uns doch nur auf den Fußsteig hinunterweisen. So mitten im Wagabundiren, leuchtete uns das ein; wir stiegen gegen den Bahndamm hinauf — niemand hinderte uns, und wanderten ungestört den verpönten Weg, so daß wir in der Ferne schon die Wendung der Bahn und hinter ihr die großen Arkaden unsern Ziels sahen. Links von uns weg senkten die Hügel sich in ein reizendes Waldthal hinein. „Das ist gewiß das Gueulethal, sagte ich zu meinem Gefährten, da drunten muß der Eisenhammer stecken, und ich schlage vor, hinabzusteigen, dann haben wir aus dem Wald heraus kommend, die große Begebenheit gerade vor uns, und der Effect ist nothwendig schöner und überraschender, als wenn wir den Viaduct hier oben gewinnen, und dann erst in die Tiefe klettern.“ — So gethan. Wir kommen in den Waldgrund. Zwischen den Bäumen zeigt sich ein großes Haus, alt, verwittert; der Bach rauscht daran vorbei — Schleusen, Brücken und Mühlenwerk umher. — Wichtig, der Eisenhammer! anscheinend nicht mehr in Thätigkeit. Die Wipfel stätlicher Eichen und Ulmen wiegen sich hoch in blauer Luft. Heimliches Schweigen in den tiefen Schatten, wie in reizender Einsamkeit, fernab von aller Weltbewegung. — Da öffnet sich der Wald, die letzten Büsche weichen auseinander, und über ihnen steigt vor uns das Riesenswerk des Viaducts empor. — So lang und mühsam erstrebt ist es doch eine herrliche Ueberraschung. Stelle dir vor: Zwei Bogenstellungen übereinander, jede von 17 Bogen — 30 Fuß weit, 48 Fuß hoch — das Ganze hat eine Höhe von 120 Fuß. Je näher wir hinangehen, desto gewaltiger zeigt sich der Bau. Die Fläche, worauf er steht,

ist ein Wiesenthal — in seiner Mitte statt des Flusses, den ich zu sehen erwartete, ein bescheidener Bach, in diesem Augenblick so klein, daß wir auf Steinblöcken hinüberschreiten. An beiden Enden des Viaducts große Dammschüttungen, in welchen die letzten Pfeiler und Bogen tief drin stecken. Das Material ist rother Ziegelstein. Auf den Bachufer stehen die Trümmer einiger Hütten, die den Arbeitern während des Baues zu Wohnungen gedient; winzig klein gegen das große Werk, welches sie, seinen Stein auf den andern, in die Höhe gethürmt. Die Gegend still und einsam, nirgends ein Mensch zu sehen. Durch die untern Bogen blickt fernes Hügelwerk, durch die obern der heitere Himmel. — Hundert und zwanzig Fuß; das ist höher als mancher Schloßthurm. — Und da oben drüber weg rennt der Dampfwagen. In Deutschland ist noch kein größerer Bau ausgeführt, und selbst in England wäre er den größten an die Seite zu stellen. — Der Eindruck ist überwältigend und erhebend zugleich. Ein Siegesdenkmal, ein Triumphbogen für den Geist und Muth, welcher alle Schwierigkeiten niedergelämpft hat. Während wir unter den stolzen Bogen stehen (viele Kirchen haben nicht so hohe Gewölbe) und freudig verwundert hinausblicken, kommt ein Landmann vom Hammer daher gegangen. — „Nicht wahr? Das ist eine Prachtbrücke?“ — „Man kann nichts Schöneres sehen! Aber sagt mir doch, weshalb mußten über dies kleine Wasser so viele mächtige Bogen hingestellt werden? Hätte man nicht mit einem hohen Damme ausgereicht, worin unten fünf oder sechs breite Gewölbe gewesen wären?“ — Das kleine Wasser, mein Herr, wird im Herbst und Winter so groß, daß es das ganze Thal in einen Fluß verwandelt; der wollte den Damme bald zusammen gerissen haben!“ — Es ist ein wunderbares Bild, das mir stets in der Erinnerung unvergänglich bleiben wird. Wir gingen lange unter den Gewölben hin und her, bald nahe bald fern uns am Schauen erfreuend. Jetzt thut noch die Dammschüttung der Wirkung des Ganzen bedeutend Eintrag, weil die Böschung so kahl und heruntergekarrt da liegt. Wenn diese Berglehnen erst mit Rasendecke überzogen sind, Büsche und Bäume sich darin angesiedelt haben, wird die stolze Bogenleitung sich viel malerischer herausheben. Und wie malerisch erst dann, wenn nach fünfhundert Jahren vielleicht der ganze Coloss in Trümmern da liegt, und der Wanderer an seinen Niesengliedern staunend mißt, welche Größe hier gestanden. — Warum denn in Trümmern? — Nun und warum nicht? — Was ist denn aus den Römerwerken geworden? Und was wird auf Erden für die Ewigkeit gebaut? — Seht doch nach dem Colosseum hin, nach Memphis und Baalbek! — Hat der Viaduct des Gueulethals größere Privilegien als der Pont du Gard? — Aber wer nach Jahrhunderten herkommt und zwischen junger, frischgrüner Waldung einzelne Pfeiler und verwitterte Bogen auftragen sieht, wird unsrer Zeit (wieviel wir auch daran zu tadeln finden) das Zeugniß nicht versagen: „das ist doch ein tüchtiges Volk gewesen!“ Vielleicht setzt er hinzu: „wir freilich brauchen

den ärmlichen Behelf jener damals vielbewunderten Eisenbahnen nicht mehr, seitdem wir durch die Lüfte segeln!“ — Du lächelst und schüttelst den Kopf? — Schau doch zurück! Wer hätte denn vor hundert Jahren solche Bauten, solches Wettrennen durch die Welt für möglich gehalten? Müßten unsere Enkel nicht eben so auf die Beförderungsmittel der Gegenwart herunterblicken, wie wir auf die schwachen, kümmerlichen Anfänge des ehemaligen Postverkehrs? Und wird ihnen nicht das etwas Alltägliche sein, was uns noch in die Reihe der Unmöglichkeiten gehört?

(Fortsetzung folgt.)

Eine Geheimerathssitzung in London.

Der unerschöpfliche „Punch“ giebt folgenden Bericht von den Verhandlungen der letzten Geheimerathssitzung nach seinem „bereidigten Reporter“: Sir R. Peel: Mylords und Gentleman, es geschieht nicht oft, daß ich in die Zeitungen blicke, neulich aber ist mir das widerfahren, und ich hoffe, daß ich keinen der Anwesenden in seinen Lieblingsmeinungen verwunde, wenn ich sage, ich fürchte, die Kartoffelnernte ist mißrathen. — Wellington: Sehr übertrieben. Kerls in den Zeitungen sagen, was sie wollen. Wenn mißrathen, was thut's? — Peel: Nun, sind Er, Gnaden nicht der Meinung, — verstehen Sie mich, ich will kein Ding übereilen; im Gegentheil glaube ich, daß es eine weit größere Geschicklichkeit bekundet, eine Calamität hinterher zu verfolgen, als sie zu verhindern, — aber sind trotzdem Er, Gnaden nicht der Meinung, daß wir vielleicht allmählig anfangen könnten, in Erwägung zu ziehen, in wiefern es künftig zweckmäßig sein dürfte, indessen eine Hungersnoth, um mich so auszudrücken, uns bedrohte, früher oder später sage ich, zweckmäßig sein dürfte, nach und nach die Häfen zu öffnen? — Sir E. Knathbell: Mein besser Sir Robert! Die ehrwürdigen Institutionen unseres Vaterlandes! Unsere segensreiche Constitution! Kirche und Staat! Das Haus Braunschweig! Ein freier Bauernstand! Englands Stolz! Nun Sie überraschen mich wirklich! Die Häfen öffnen! Ja, wie jener Melesworth sagte, — (aber freilich von einem Manne, der Hobbes liebt, kann man Alles erwarten) „öffnet die Häfen und wer will sie wieder schließen?“ Es ist eine thatsächliche Aufhebung der Kornseque; und sind sie einmal aufgehoben, wie sollen wir unserer Töchter Mitgift erzwingen und unserer Frauen Nadelgeld? Bedenken Sie das Nadelgeld, Sir Robert! — Sir J. Graham: Es ist wahr, die Kartoffeln sollen in Irland mißrathen sein. Aber, wer kann glauben, was von jener Insel kommt, so lange O'Connell dort ist? — Lord Lyndhurst: Wenn die Kartoffeln im Kern verfault sind, so kommt's bloß, weil O'Connell ihnen Repeatreden hält. Und dann, was die Irländer anlangt,



die sind Fremdlinge von . . . — Lord Standley: Mein bester Lyndhurst, seien Sie über diesen Punkt still. Sie sind Fremdlinge, ja; aber man muß es nicht sagen. Bleiben wir bei den Kartoffeln. Wenn die Ernte mißrathen ist . . . — Graham: Oho, wenn sie's ist, so ist doch das Stärkemehl ganz gut. Und mit Stärkemehl und Geduld kann man sehr gut leben, zumal ich überzeugt bin, daß der Hunger bloß eine vulgäre Angewöhnung, ein dummes Vorurtheil der niederen Volksklassen ist, und weiter nichts. — Wellington: Großentheils sehr wahr, Graham. Probirt' es in Spanien. Soldaten lebten von Kastanien. Lebten gut. Fochten wie Teufel. — Peel: Um übrigens auf die Deffnung der Häfen zurückzukommen. — Lord Aberdeen: Ich denke aber daran, daß wir nicht entschieden genug auftreten können. — Lord Haddington: Gewiß, gewiß. Und wenn die Armen hungern, warum können sie nicht, wie Matrosen, auf gekürzte Ration, warum frag' ich, können sie nicht Tabak kauen? — Peel: Daran habe ich noch gar nicht gedacht. Ganz recht, wie der edle Graf bemerkt, wir können nicht entschieden genug auftreten, wir haben die gleitende Scala, im Februar das Parlament, der Weizen kann noch steigen, da ist mir ein Stein vom Herzen. Apropos, was für schönes Wetter für November haben wir gehabt! — Wellington: Sehr wahr, sah heut Morgen um sieben Uhr 'nen Schmetterling. — Herzog v. Buccleugh: Die Stachelbeerbüsche sollen wieder ausschlagen. — Graf Ripon: Sollte mich gar nicht wundern. — Nach dieser bemerkenswerthen Aeußerung des edlen Grafen brach die Versammlung auf.

Aus den Börsen-Nachrichten der Dfsee.

Plan und Erfolg im Widerspruche.

Es ist eine für den menschlichen Stolz sehr demüthigende Erfahrung, wenn wir bei dem Rückblicke auf die Geschichte der Vergangenheit wahrnehmen, wie Diejenigen, die sich zu Führern ihrer Zeit aufgeworfen haben, und als solche von derselben anerkannt worden sind, meistens gerade das Gegentheil von Demjenigen gewirkt haben, was sie eigentlich beabsichtigten und mit Anspannung aller Kräfte erstrebten. — Eine unsichtbare Hand lenkt die Unternehmung auch der Klügsten und Mächtigsten einem ganz anderen Ziele zu, als welches er selber will und denkt; der Mensch bildet sich immer wieder von Neuem ein, ihren geheimnißvollen Rathschluß begriffen oder errathen zu haben und sieht

sich immer wieder von Neuem überwiesen, daß er nichts begriffen und errathen habe.

Lit. Conv. Bl.

Erklärung.

Unter Bezugnahme auf die unaufhörlichen Angriffe, deren ich seit langer Zeit in dem in der Verlagshandlung von Gerh. Stalling erscheinenden Blatte: „Der Beobachter“ genannt, ausgefetzt bin, finde ich mich dem Publikum gegenüber zu der Erklärung veranlaßt, daß ich auf gegen mich gerichtete anonyme und pseudonyme Artikel nie antworten werde. Nur gegen diejenigen meiner Gegner, welche sich nicht scheuen, mit offenem Bistie zu kämpfen und welche sich in ihren Aufsätzen in anständiger und gesitteter Weise ausdrücken, werde ich meine literarischen Erzeugnisse zu vertreten suchen.

Heinr. Lambrecht,

Berf. d. Theaterkritiken in d. Mittheilungen.

Kirchennachricht.

Rom 21. bis 27. März sind in der Old. Gem.

1. Copulirt: Keine
2. Getauft: 91) Christian Wilhelm Friedrich Hamann, Oldenburg. 95) Catharine Margarete Antoinette Rippen, Gerberhof. 96) Franz Heinrich Alexander Buchholz, Oldenburg. 97) Helene Würdemann, Nadorf. 98) Friedrich Georg Hermann Bergen, Oldenburg. 99) Johann Mehrens, Ohmsiede. 100) Sophie Christine Marie Mohrmann, Nadorf. 101) Ein todtgeborener Sohn von Tilly, Eversten. 102) Ein uneheliches Mädchen.
3. Beerdigt: 45) Diederich Heinrich Schröder, 62 J., Dfenersfelde. 46) Johann Andreas Marburg, 22 J., Nadorf. 47) Helene Würdemann, 7 L., Nadorf. 48) Ein ungetauft verstorbenen Sohn von Freese, 6 L., Eversten. 49) Johann Hermann Verdes, 3½ J., Dfen. 50) Elisabeth Schäfer, 14 J., Gerberhof. 51) Ein todtgeborener Sohn von Tilly, Eversten.

Gottesdienst in der Lambertikirche.

Am Sonntage, den 29. März.

Vorm. (Auf. 8 Uhr) Herr Cand. Dr. Kloster.

Vorm. (Auf. 9½ Uhr) Herr Hülfsprediger Barelmann.

Nachm. (Auf. 2 Uhr) Herr Kirchenrath Claussen.

Am Freitage, den 3. April.

Sechste Passionspredigt: Herr Hülfsprediger Barelmann.

N^o 13 der Oldenburgischen Plätter wird enthalten: Die Verbesserung des Glasbaues. — Auszüge aus einem Hausbuche. (Fortf.) — Uebersicht der im Jahre 1843 bei den Aemtern und Stadtkämtern anhängig gemachten, daselbst verglichenen und entschiedenen, so wie anhängig gebliebenen Civil Rechts- und Polizei-Strafsachen, auch aufgenommenen Acte freiwilliger Gerichtsbarkeit. — Literatur. (Predigt zur dritten Secularfeier des Todes Luthers am 22. Febr. 1846 gehalten von Dr. C. G. A. Bödel.)

Der Preis für den Jahrgang der Mittheilungen, welche an jedem Sonnabend ausgegeben werden, beträgt 1 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ Gold und 12 Grote Courant für den Herumträger. Auswärtige können bei allen Postämtern des Großherzogthums das Blatt bestellen, und erhalten solches inclusive des Postporto's für 1 $\frac{1}{2}$ $\frac{1}{2}$ Grote Gold zugefandt.

Redacteur: Oberamtmann Strackerjan.

Druck und Verlag: Schulze'sche Buchhandlung.

Mittheilungen aus Oldenburg.

Ein vaterländisches Unterhaltungsblatt

ü b e r

alle Gegenstände aus dem gesellschaftlichen Leben, den Künsten und der Literatur.

Z w ö l f t e r J a h r g a n g .

N^o 14.

Sonnabend, den 4. April.

1846.

Schlufsbemerkungen.

Ein Aufsatz in N^o 26 des Beobachters zwingt mich noch zu einigen weiteren und, wenn die von mir gestellten Bedingungen nicht erfüllt werden sollten, schließlichen Bemerkungen. In diesem Aufsätze, welcher mit „der Beobachter“ unterschrieben ist, sucht der Verfasser unter besonderer Berücksichtigung meiner aus den „Mittheilungen“ abgedruckten „Erklärung“ die Anonymität zu rechtfertigen. Mag er doch; aber weshalb braucht er dazu meine „Erklärung?“ Ich habe die Anonymität überall nicht angegriffen — mag es Jeder damit halten, wie er es vor seinem eigenen Gewissen verantworten kann — sondern nur einfach erklärt, daß ich für meine Person mich nicht veranlaßt sehe, auf gegen mich gerichtete anonyme und pseudonyme Artikel zu antworten. Wollen der Beobachter und seine Genossen nun bei ihrem Grundsätze: „anonym zu bleiben“ beharren, so werde ich dagegen an dem meinigen festhalten; denn ich kann mich nicht dazu entschließen, gegen mir unbekannte Leute aufzutreten, welche mich, auch bevor ich mich genannt, nicht nur als den Verf. der Theater-Kritiken in den „Mittheilungen“, sondern auch unter dem von mir früher angenommenen Namen „Ralph“ kannten, welchen Umstand sie zu manchen boshaften Seitenhieben benutzt haben. Daß aber diese Behauptung gegründet ist, erhellt aus des Beobachters eigenem Blatte. In einer der früheren Nummern desselben ist nämlich von Ralphs „Geheimnissen von Oldenburg“ die Rede, und zugleich wird dabei bemerkt, daß der Pseudonymus (Ralph) früher ein Drama „Waska“ und einen Band Gedichte herausgegeben habe. Dieses Drama und diese Gedichte waren aber nicht von Ralph, sondern von Heinrich Lambrecht herausgegeben. Ich will über die Indiscretion,

die in dieser Bemerkung liegt, nichts weiter sagen, aber sie beweiset wenigstens, daß das Blatt „der Beobachter“ „Ralph“ und Heinrich Lambrecht als eine und dieselbe Person kannte. Ferner fiel dem Beobachter bei Gelegenheit der Besprechung der Theater-Kritik in den „Mittheilungen“ ganz zufällig einmal ein von „Ralph“ veröffentlichter Vers ein, den er sich die Freiheit nahm, corruptirt abzudrucken, auch gab er in einer andern Nummer seines Blattes dem Recensenten der „Mittheilungen“ den Rath: seiner Schreibwuth lieber in Versen Genüge zu thun, als sich so schmäzlich an der Kunst zu versündigen. Aus diesen Seitenhieben geht doch wohl zur Genüge hervor, daß der Beobachter „Ralph“, den er nach seinem eigenen Blatte als „Lambrecht“ kannte, auch als den Verfasser der Theater-Kritiken annahm, daß er also immer wußte, auf wen er loshämmerte, ganz abgesehen davon, daß ich noch ganz kürzlich in mehreren auswärtigen Blättern, unter andern in der „Bremer Zeitung“ auf welche der Beobachter manchmal hinweist und die er also liest, als der Verfasser der Theater-Kritiken genannt worden bin. Wie steht es aber nun mit seiner Behauptung in N^o 26 seines Blattes: „daß er niemals nachgedacht, wer die Theater-Kritiken wohl geschrieben haben könnte, sondern nur wie sie geschrieben gewesen.“ Diese Behauptung ist also nach Vorstehendem eine grobe, handgreifliche Lüge, und der Beobachter hat allerdings den triftigsten Grund, in seinem anonymen Versick zu bleiben, denn wer, der unwidersprechlich einer Lüge überwiesen ist, möchte sich wohl einem ganzen Publikum namhaft machen? Oder hat der Beobachter auch jetzt noch die Courage zu behaupten, er habe nicht gewußt, wer die „Theater-Kritiken“ in den Mittheilungen geschrieben? Was diese Kritiken nun selbst betrifft, so begreife ich nicht, warum der Beobachter so aufgebracht darüber ist. Sind sie wirklich so schlecht wie er sagt, so dienen sie ja dazu,

